

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 222. Bromberg, den 27. September 1931.

Herkules am Scheidewege.

Sport-Roman von Rolf Jasper.

Ich weiß nicht, was Sie mit ihm vorhaben, jedenfalls hoffe ich, daß Sie mit mir zufrieden sind."

Ihre Stimme flackerte, aber es gelang ihr, die aufsteigenden Tränen zurückzudrängen.

Robert legte seine Arme auf ihre Schultern und sah in ihr zuckendes Gesicht.

Dieses Mädchen tat ihm leid und imponierte ihm zugleich. Es hatte eine Art, um jeden Preis mit den Dingen fertig zu werden, die ihm gefiel. Aber sie war wohl dabei etwas übereilt vorgegangen.

Man mußte ihr helfen.

„Liebes Fräulein Walrond", sagte er warm, „wir können leider nicht mehr lange sprechen — Ihr Verlobter kann jeden Augenblick zurückkommen — ich würde gern noch manches von Ihnen wissen und hätte auch noch manches zu sagen.

Jetzt nur so viel: Sie haben recht — ich habe mit Eppo gewisse Pläne, die sich nicht mit seinen romantischen Erlebnissen in Kairo vereinbaren ließen. Aber: diese Pläne hängen nicht im geringsten mit einer andern Frau zusammen, wie Sie vielleicht annehmen.

Es gibt augenblicklich überhaupt keine Frau für Eppo!

Und noch eins: ich bin nicht Ihr Feind! Genau so wenig, wie ich Eppos Feind bin — weiß Gott! Ich bitte Sie, mir das zu glauben, Fräulein Walrond."

Sie schlug die Augen nieder.

„Ich möchte es glauben, aber — —"

„Das genügt mir — ich weiß, warum Sie es nicht können. — Hören Sie, Kind — Sie sind sehr jung und ich habe das Gefühl, daß Sie schlecht beraten sind. Ich glaube, Sie sind im Begriff, eine große Dummheit zu begehen und fühle mich irgendwie an Ihrem Schicksal mitverantwortlich. Geben Sie mir Gelegenheit, Sie irgendwo wiederzusehen. Ich möchte Ihnen raten — vielleicht kann ich Ihnen helfen."

Liliths Augen waren voll Trauer. Um ihren Mund lag ein Lächeln, das Dankbarkeit war. —

Sie ist schön, empfand Robert. Zum erstenmal seit unausdenklich vielen Jahren sprach er mit einer Frau, deren Schönheit er in sein Bewußtsein aufnahm.

Dann kam ihre Stimme — unendlich traurig. „Sie sind sehr gut zu mir, aber — es geht leider nicht. Wir werden uns nicht wiedersehen können."

„Warum nicht?" fragte Robert, ungestüm wie ein enttäuschter Liebhaber.

„Wir reisen morgen weiter."

Er fühlte, daß das eine Ausflucht war.

„Aber Sie werden doch wieder einmal zurückkommen. Geben Sie mir Ihre Berliner Nummer. Ich werde Sie anrufen."

Sie schüttelte müde den Kopf. „Es geht nicht. Es hat auch keinen Zweck. Ich muß meinen Weg jetzt weitergehen — ich kann nicht mehr zurück — verstehen Sie mich bitte: ich kann nicht wie ich will! — Und ich würde es nicht ertragen, mit Eppos Bruder zusammen zu sein. Sie vergessen immer wieder, daß ich Eppo liebe. Ich muß davon loskommen."

Sie schwiegen beide.

Dann hörten sie laufende Schritte. — Robert war in einer Erregung, die er selbst nicht begriff. Der Mann, der da gelaufen kam, war ihm im höchsten Grade unsympathisch, vom ersten Augenblick als er ihn gesehen hatte. Er wußte nicht warum, aber er hatte das Gefühl, als ob er das Mädchen vor ihm beschützen müsse.

Er riß seine Brieftasche heraus. „Hier — nehmen Sie", sagte er impulsiv und gab ihr seine Karte. „Versprechen Sie mir, bitte, sich ohne meine Einwilligung Eppo nicht zu nähern."

Lilith sah ihm in die Augen. Dann nickte sie stumm.

Da war Erwin heran. — Sie zerknüllte das Kärtchen in der Hand.

Robert erhob sich und sah in ein erhitztes Gesicht. Über zwei wütenden Augen zitterten die Gläser.

„Haben Sie nicht gefunden?" fragte er harmlos.

„Weiß der Teufel, wo Sie mich hingehetzt haben", keuchte Erwin, da ist weit und breit kein Häuschen zu sehen."

„Na", beruhigte ihn Robert, „es ist auch Gott sei Dank kein Wasser mehr nötig. Ihre Fräulein Braut ist auch so zu sich gekommen. Aber" — er nahm den andern beiseite — „sie scheint sich hier vor irgend etwas furchtbar erschreckt zu haben. Sie ist noch ganz verstört. Nicht die erste, die hier einen Schock bekommt. Dieses Land und diese Tempel haben unheimliche Eigenarten, die wir Europäer oft nicht verstehen. Man geht mit einer jungen Dame besser nachts nicht hier spazieren. Das ist nichts für ihre Nerven. Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, fragen Sie Ihre Fräulein Braut jetzt nicht, und sprechen Sie möglichst nicht mit ihr über diese Nacht. Ich glaube, dann wird sie die Sache ohne Folgen überstehen. Gute Nacht!"

Er lüftete den Hut und ging, ohne sich von Lilith zu verabschieden.

„Vielen Dank!" rief Erwin hinter ihm her.

Dann wandte er sich unsicher dem Mädchen zu, das sich inzwischen erhoben hatte.

Man mußte diese Nacht auslöschen, die voller unbegreiflicher Dinge war. Vielleicht hatte dieser sonderbare Arzt recht.

„Komm", sagte er still, „wir wollen gehen."

Wortlos, wie sie gekommen waren, verließen sie den Tempel von Karnak. — —

XII.

Mogi saß in ihrem blauen Zimmer über einen Meter Bastseide gebeugt.

Vor ihr auf dem Fußboden lagen glatt und leer weitere neun Meter, die morgen früh, bedeckt mit unzähligen kleinen Blumen, Kringeln und Staketenzäunen, wie sie licht- und waschecht aus ihrem Pinsel flossen, bei Herrn Grasmück abzuliefern waren.

Mogi hockte auf ihrem Worbswedestühlchen wie ein chinesischer Briefschreiber, der für andere Leute Reißpapier

mit unbegreiflichen Zeichen bemalte. Ihre kleine feste, braune Hand mit den Babygrübchen auf dem Rücken huschte mechanisch über den Stoff hin, fuhr ab und zu in eines der Farbentöpfchen, wie eine Biene, die den Honig in ihrer Wabe abliefert. Und genau wie diese traf Mogis Hand merkwürdigerweise immer das richtige Töpfchen.

Das war seltsam, denn Mogis Gedanken waren nicht bei den tausend Blumenkringeln und Staketenzäunen, die ihre Hand aus den Töpfen hervorzauberte.

Hinter ihren herabgelassenen Augendeckeln waren andere Bilder. Bilder, die meistens die gleiche Szenerie hatten:

In einem riesigen grauen Steinhaufen — eine saftiggrüne Fläche, umrandet von einem schmalen schwarzen Band. Auf diesem Band lief einer mit einem Kometen auf der breiten weißen Brust. Und andere, schwarze mit gelben, weiße mit grünen, schieferblaue mit roten Abzeichen, keuchten hinter ihm her und konnten ihn nicht erreichen.

Der vorne lief — das war Martin Jakobs, ihr Bruder Martin, der sich besonnen hatte seit jenem Gespräch zwischen Sportplatz und Straßenbahn. Der jetzt wußte, wofür er kämpfte, dessen Training alles Spielerische verloren hatte, der eingesehen hatte, daß er sich mit seinem Athletenkörper ein Leben zimmern konnte.

Martin, der mit fanatischer Energie seine Leistungen unter Obhut des klugen kleinen Yrwä zu Höchstleistungen gesteigert hatte.

Martin, der schneller lief, weiter warf, besser sprang als alle die Weißen, die Grünen und die Schieferblauen, die morgen mit ihm kämpfen würden. —

Morgen war der große Tag. — Mogis Hand flog noch schneller über die Seide bei diesem Gedanken.

Morgen mußte Martin siegen und morgen abend mußte er den Kontrakt mit Peking in der Tasche haben!

Dann erst war Martin Jakobs geboren — dann erst fing er an zu leben.

Und sie? —

Nun, sie hatte dann wenigstens Zeit, Geld und Ruhe, um einmal für sich selbst zu sorgen.

Wer kümmerte sich um sie? — Seit die Eltern tot waren, war Martin stets das Kind und sie die Mutter gewesen. Sie hatte ihn morgens geweckt, ihm den Morgenkaffee gekocht, ihm die Brote gestrichen und sie ihm nachgetragen, wenn er sie vergaß. — Sie hatte ihm die Entschuldigungen für die Schule und später fürs Geschäft geschrieben, hatte mit Lehrern und Arbeitgebern verhandelt, hatte ihm Stellungen verschafft und hatte ihn getröstet, wenn er sie wieder verlor.

Martin nahm das alles hin mit gerunzelter Stirn und verkniffenen Lippen. Er ließ sich nicht gern bemuttern und wußte doch, daß er von Mogi bemuttert werden mußte. — An manchen Tagen faßte er beim Abendbrot impulsiv und linkisch ihre Hand und hielt sie minutenlang fest: armes Luder, sollte das heißen, ich weiß, daß du's schwer hast mit mir. Ich wünschte auch, es wär' erst alles vorbei.

Wenn er das tat — das waren Mogis Feiertage. Sie waren spärlich gesät!

Nun sollte das alles anders werden.

Martins Resultate ließen seinen morgigen Sieg als gesichert erscheinen. Seine Gesamtpunktzahl übertraf die des vorjährigen Siegers Arhausen beträchtlich.

Herr Moll spreizte sich wie ein Pfau. Er gedachte morgen den Gipfel eines Ruhmes zu ersteigen, den er gepachtet hatte.

Was er noch nicht wußte, war, daß morgen der Pachtkontrakt abgelaufen war und nicht erneuert wurde. — —

Mogi horchte und sah auf ihren Schoß. — Petruschka hatte angeschlagen.

Petruschka war eine kleine Schildkröte und saß auf Mogis Knien. Wenn sie anschlug, steckte sie ihren Kopf ganz weit aus ihrem Gehäuse und gab einen feinen Laut von sich. Es klang als ob eine zu spitze Feder über Papier kratzt und bedeutete, daß jemand an der Tür war, deren Klingel seit langer Zeit nicht mehr ging. Man unterließ es, die Klingel in Ordnung zu bringen. — Petruschka gab ja Laut. Das genügte und war intimer, persönlicher als das häßliche Schrillen einer Flurglocke. Mogi nahm Petruschka in die Hand und ging in die kleine apfelsinenfarbene Puppendiele, um zu öffnen.

Vor ihr stand Kiwitt und keuchte, als ob er hundert Treppen erstiegen hätte.

„Is der Martin da?"

„Nein, Kiwittchen, Sie wissen doch, daß er heute von Moll Urlaub bekommen hat. Er soll den ganzen Tag im Freien verbringen, damit er morgen frisch ist. Aber kommen Sie doch rein, Herr Kiwitt."

Nee, lassen Se man, Frollein. ick muß ihn schon persönlich sprechen. Ick dachte, dassa amende schon zurück is von sein' Ausflug — ick muß ja auch jleich wieda wech."

„Na kommen Sie ruhig einen Augenblick rein, Kiwittchen. Er wird sicher gleich kommen. Es ist ja schon sechs. Oder — was wollen Sie denn von ihm? Kann ich ihm nicht vielleicht doch etwas bestellen? Sicher doch wegen morgen — —"

„Ja, wejen morgen." Kiwitt stöhnte immer noch, obwohl seine Atemnot vorüber war. „Aba anderst als wie Sie denken, Frollein, und anderst als wie der Martin denkt und ooch anderst al wie der Herr Moll denkt." Kiwitt ließ sich endlich dazu bewegen, sich mit dem Hut in der Hand ächzend auf das Sofa im blauen Zimmer zu setzen, so daß Mogi ihre Arbeit wieder aufnehmen konnte. — Sie konnte sich keine langen Pausen leisten, wenn sie ihr Pensum für Walrond schaffen wollte.

„Also, was ist los, Herr Kiwitt? Mal raus mit der Sprache. Sie wissen doch, daß ich über alles orientiert bin, was Martin betrifft. Also — was ist morgen anders als wir alle denken?"

„Der Siejer is een andrer als wie Sie alle denken." Kiwitt entblößte alle seine spitzen Krokodillzähnchen und lachte lautlos. „Weiter is nischt anders!"

Mogis Arme waren plötzlich vereist.

Sie wollte weitermalen, aber sie konnte es nicht. Die Figuren auf der Javanseide führten einen wilden Tanz auf — eine Orgie in Blau, Gelb und Braun.

Was hatte der Mann da gesagt? Der Sieger würde ein anderer sein?

Also nicht — Martin? — —

Aber das war ja nicht möglich, das war ja Unsinn. Unsinn!

„Unsinn", sagte sie plötzlich laut und es klang wie ein Befehl.

Kiwitt fuhr zusammen. Er stellte sein unsinniges Kichern ein. Seine kleinen Schweinsaugen bekamen einen melancholischen Ausdruck.

„Ja, Unsinn", nickte er bedächtig. „Unsinn, hat sich wat mit Unsinn, ick wünschte, es wäre Unsinn! — Is aber keener! Leider! Hätt's 'n jejönnt, den Martin. Is'n juter Junge. Hätt'n jerne mal lachen sehn, den Jungen. — Aba er schafft et nich. Kann et nicht schaffen — jejen den andern!"

Mogi biß die Zähne zusammen.

Das klang ja wie eine Grabrede. Konnte man denn den Sieg so sicher vorausbestimmen, daß man den Besiegten schon vor dem Kampf zu Grabe trug? Woher nahm dieser dicke schwitzende Masseur die Gewißheit, vor der sie erlahmte?

Wer war dieser — andere, gegen den man es nicht schaffen konnte?

Mogi legte den Pinsel fort. Sie hätte jetzt doch nur Kleckse gemacht.

Leise sagte sie: „Erzählen Sie bitte, was Sie wissen."

„Ick muß mir kurz fassen — muß ja jleich wieda hin zu den Jungen. Aba Sie können's ja immerhin den Martin azähl'n, damitta weiß, watta zu erwarten hat.

Also da krieg ick heut vormittag een Rohrpostbrief von een Dr. Wynjarthen oder so ähnlich aus Westend. Er hätte von mir jehört als Masseur, und ick möchte doch sofort zu seine Villa in de Eilenburgallee kommen. Ick soll mer uff seine Kosten een Auto nehm'. Na, et hat ne jute halbe Stunde jedauert bis der Schofför jefunden hat. Liecht so janz vasteckt im Wald bei de Heerstraße. Det Jrundstück paar Meter tiefer wie de Straße un 'ne dicke Hecke drumrum. Keen Schwein kann rinkieken.

Na, wie ick rinkomme, sehe ick wat janz Drollichet: um det janze Haus rum jeht ne jroße Aschbahn — un da läuft eener druff, jroß und braun wie'n Nejer, aba een blonden Schopf wie Breitensträtter in seine beste Zeit. — Und een Schritt hatta am Leibe — na — son bißken hab ick ja ooch

schon jesehn in meine Praxis — aba da bleibt ma doch glatt die Spucke weg!

Wie ick da noch so stehe mit de Zunge in Mund, da ruft ma eener, der steht uff'm flachen Dach und hat'n dicken Mantel an bei dreißig Jrad Hitze im Schatten, als ob er in Davos 'ne Liejekur machen will. Hat aba ne Stoppuhr in der Hand und schreit, ick soll ruffkommen uffs Dach.

Kurz und jut, ick bin ihm aufs Dach jekommen, un er sacht, er wär Doktor Soundso un da unten der blonde Nejer det wär' sein Bruder. Un eijentlich massiert er ihn immer selbst, aba er hätte plötzlich 'n Jrippeanfall jekriecht, un will nu nich ran an den Jungen. Der soll aba morjen bei die Meisterschaften starten, und wenn ick wat von mein' Fach verstünde, sollt ick ihm massieren.

(Fortsetzung folgt.)

Afrikanische und indische „Gottesurteile".

Gifte in der Rolle des Richters. — Ein wirksames Mittel gegen falsche Beschuldigungen. — Der Reis als Detektiv.

Von Harris Brackett.

Gottesurteile der seltsamsten Art wie das Kreuzurteil, bei dem nur rohe Muskelkraft über schuldig oder unschuldig entschied, die Feuerprobe, die Eisenprobe, spielten bei uns im Mittelalter eine große Rolle. Ja, das wichtigste unter ihnen, das Bahrrecht, konnte sich bis tief in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinein erhalten.

Eigenartige Gottesurteile, wenn man sie so nennen will, dienen heute noch bei primitiveren Völkern zur Entscheidung über Schuld oder Unschuld. Mit Vorliebe wird irgend einem Gift die Rolle des Richters überlassen. So geben die Balubas in Nordrhodesien (Afrika) dem Angeklagten eine gewisse Dosis Mivavi-Gift ein. Übersteht er die Roßkur, so erweist er dadurch seine Unschuld; geht er zugrunde, so ist damit das Urteil nicht nur gesprochen, sondern auch gleich vollzogen.

In Südnigerien, wo die Schwarzen auf etwas höherer Kulturstufe stehen als die erwähnten Balubas, ist das Gottesurteil schon ein wenig komplizierter. Hier übernimmt eine bohnenähnliche Pflanze, Physostigma venenosum oder Gottesurteilsbohne, die Rolle des Richters. Die Frucht schmeckt bitter und enthält ein starkes Gift.

Wie bei uns im Mittelalter — und im Balkan teilweise auch heute noch — so herrscht bei den Eingeborenen in Südnigerien der Glaube, Viehkrankheiten, Mißernten und ähnliche Schicksalsschläge, die den Ackerbautreibenden treffen, seien das Werk einer Hexe oder eines Hexenmeisters. Irgend jemand muß also nach Ansicht der braven Schwarzen der Schuldige sein, und der vom Unglück betroffene wird natürlich bald in einem persönlichen Feind oder in einem Mißgünstigen den Verbrecher erkannt haben wollen. Er zeigt ihn nun beim Dorfpriester an und verlangt das Gottesurteil.

In feierlicher, öffentlicher Sitzung muß der Beschuldigte ein paar giftige Bohnen in den Mund nehmen und kauen. Ist er unschuldig, so wird ihm nach wenigen Minuten übel; es folgt Erbrechen; dann liegt er ein paar Tage lang krank in seiner Hütte. Bei uns würde mancher fälschlicherweise Beschuldigte froh sein, käme er so rasch und glimpflich davon.

Verspürt aber der schwarze Angeklagte keine Beschwerden, so ist er schuldig. Bestraft zu werden braucht er dann freilich nicht mehr, denn nach einigen Stunden macht sich die Wirkung des Giftes bemerkbar, und am nächsten Tag ist er bestimmt eine Leiche.

Nun sollen aber leichtsinnige oder böswillige Beschuldigungen, die bei diesem famosen Justizsystem unvermeidlich wären, nicht ungestraft vorgebracht werden dürfen. Deshalb muß jeder Ankläger, sobald das Gottesurteil den Beschuldigten freigesprochen hat, selbst ein paar Bohnen kauen. Wird ihm übel, so hat er die Anklage in gutem Glauben erhoben.

Mancher Schwarze, der hört, daß eine Klage gegen ihn droht, macht vor dem Urteil auf eigene Faust eine kleine Probe durch. Er kaut versuchsweise an den Bohnen herum, und wenn ihm nicht übel wird, so zieht er es vor, einen Topf Palmwein als Gegengift zu trinken und auf das weitere Urteil zu verzichten. Er läßt Hütte, Vieh und Familie im Stich und verschwindet. Warum soll er erst warten, bis er durch das „Gottesurteil" ins Jenseits hinüber befördert wird, wo er ja auch nichts von seinen Schätzen hat?

Auf der anderen Seite wieder soll es Leute geben, die sich durch langsame Gewöhnung an das Gift gegen dessen tödliche Wirkungen zu immunisieren verstehen und dann leichten Herzens als Ankläger auftreten. Das war der Fall, als einmal ein Stammeshäuptling starb und sein jüngerer Sohn nicht weniger als fünfzig Menschen beschuldigte, eine Verschwörung gegen den Alten geschmiedet zu haben. Vierzig der Angeklagten legten sich nach dem „Gottesurteil" zum Sterben nieder. Die anderen zehn zwangen den Kläger zum Bohnenessen, doch natürlich ohne Erfolg.

Der Glaube an die Wirksamkeit derartiger Urteile kann mitunter tatsächlich zur Entlarvung des Schuldigen führen. So kürzlich in einer Teepflanzung auf Ceylon. Dort wurde ein tamilischer Arbeiter in der Nacht um seinen einzigen Schatz, einen Holzkasten mit einer Reliquie, bestohlen. Der Mann war über den Verlust todunglücklich, und aus Mitleid mehr als der Ordnungsliebe wegen ließ der Pflanzer eine strenge Untersuchung anstellen, die aber ergebnislos verlief. Seine Beamten machten ihn nun darauf aufmerksam, daß Unruhen ausbrechen würden, wenn man den Schuldigen nicht fassen könnte. Einer nannte gleichzeitig einen Fakir, der alle möglichen Zaubereien vollbracht haben sollte und sicher den Dieb finden würde.

Widerstrebend war der Besitzer mit der Berufung des Fakirs einverstanden. Dieser ließ sämtliche Arbeiter, Männer, Frauen und Kinder, antreten und stellte sich einem älteren eingeborenen Aufseher gegenüber. Beide klemmten sich die Enden zweier vier Meter langer Palmenwedel unter die Achseln, und der Fakir forderte jeden auf, seinen Arm zwischen die parallel laufenden Wedel zu stecken. Der Schuldige würde nicht in der Lage sein, seine Hand zurückzuziehen.

Fast alle Arbeiter hatten die Prüfung bestanden, als ein Tamile herantreten mußte, der aschgrau im Gesicht geworden war. Er streckte zögernd den rechten Arm zwischen die Palmenwedel, zitterte, wollte die Hand wieder zurückziehen und konnte sie doch nicht mehr rühren. Er brach zusammen und gestand, den Kasten gestohlen zu haben. Er war nur seinem eigenen Glauben an dieses unsinnige „Gottesurteil" zum Opfer gefallen.

Ähnlich verlief ein Urteil in einem indischen Dorfe. Dort war ein Mord begangen worden, und der Schuldige konnte trotz der Nachforschungen der Polizei nicht entdeckt werden. Schließlich verschrieb sich ein englischer Pflanzer, der fürchtete, der Schuldige könnte sich unter seinen Arbeitern befinden, einen Hindu, der bei den Eingeborenen im Geruch der Heiligkeit stand.

Der Mann ließ die Arbeiter in vier Reihen antreten, sich auf den Boden setzen und erklärte, jeder müßte jetzt einen Löffel mit halb gar gekochtem Reis in den Mund nehmen und innerhalb drei Minuten zu einem Brei zerkaut haben, der dann auf ein Bananenblatt zu spucken sei. Dem Schuldigen würde es aber nicht gelingen, den Reis zu zerkauen.

Das Experiment begann, während der Engländer sich mit einem rasch errichteten Galgen beschäftigte und eine Strohpuppe „henkte", um die Spannung der dem „Gottesurteil" Unterworfenen zu steigern. Alle kauten, der eine hastig, der andere langsamer, doch nur einem schien die Bewegung schwer zu fallen.

Da sagte der Hindu: „Noch eine halbe Minute, dann entscheidet es sich!" Da wurde das Gesicht des einen Arbeiters grau und grauer, die Kaubewegungen hörten ganz auf, seine Augen traten aus den Höhlen.

„Ausspucken!" rief der Hindu plötzlich. Alle Arbeiter kamen dem Kommandos ohne Schwierigkeiten nach. Nur der eine saß regungslos, wahnsinnige Angst in den Augen. Da riß ihm der Hindu gewaltsam den Mund auf: Der Reis war kaum berührt. Drei Minuten später hatte der Mann ein volles Bekenntnis abgelegt.

Wohltat.

Skizze von **Peter Prior.**

Frau Direktor Valentin war im Korridor ihrer Wohnung, als die Klingel leise ertönte. Sie wollte zuerst das Mädchen rufen, öffnete dann aber selbst die Wohnungstür. Stand doch Leo, der Wolfshund, neben ihr. Weitab von der Tür bemrkte sie einen kleinen, alten Mann, der seinen Hut unter dem Arm hielt. Über einem wilden, grauen Bart glänzte schneeweiß eine spitze Nase, über der zwei blaue, listige Äuglein ängstlich auf den großen Hund, dann ergeben auf die stattliche Frau blickten. Der Anzug des Bettlers war verschossen und an allen Ecken geflickt, die Schuhe ohne bestimmte Farbe. „Leo tut nichts", sagte Frau Direktor. „Wollen Sie einen Groschen oder ein Butterbrot?" — „Ein paar Schuhe!" murmelte sanft der Alte und wies mit der Hand auf seine Fußbekleidung.

Und nun schob sich zwischen der Frau, der Tür und dem Hunde eine hagere Gestalt aus dem Korridor. Es war der Herr Direktor. Er musterte mit finsterem Blick den Bettelmann, der aber eine gar freundliche Miene zog und nur einen Schritt weiter zurück trat. Irgend etwas rührte den Direktor an dem alten Manne, und mit einer Forschheit, die seine Frau nicht an ihm kannte, rief er dem Bettler zu, er möge nur herein kommen. Man wolle nachsehen und ihm geben, was man finde. Es sei nur eine Frage, ob die Schuhe passen würden.

„Wir wollen einmal nicht so sein, Betty", sagte Direktor Valentin zu seiner Frau. „Ich war gestern in einem Vortrag. Hole meine alten Sachen zusammen! Und Sie, Herr . . . bitte in die Badestube!" wandte er sich an den Bettler, der willenlos, neugierig und betreten folgte.

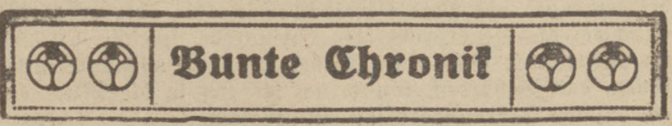
Leo knurrte den Alten an. In der Badestube war es warm, und es roch nach Parfüm und Seife. „War im Felde, weiß Bescheid", sagte Direktor Valsentin, als er nach einiger Zeit mit einem großen Packen unter dem Arm zurückkehrte. „Lumpen aus, hier in das Papier gepackt. Und hier angezogen: Schuhe, Hemd, Hosen, Weste, Rock . . . alles da.. Wie neu. Aber fix, bitte!" —

Als der Briefträger Kummermann eine Stunde später einen Brief bei Direktor Valentin abgeben wollte, stolperte aus der Wohnungstür ein alter, elegant gekleideter Herr, der ein Paket unter dem Arm trug. Und als der Postbote wieder die Treppe hinunter stieg, lag dieses auf dem Flur des ersten Stockwerkes. Später kam der Liftmann und warf es auf dem Hof in einen Mülleimer.

Der alte Schuster Jeremias Stammler stand aber inmitten von Charlottenburg und sah aus wie ein Generaldirektor, der sich acht Tage nicht gekämmt und gewaschen hat. Niemand kümmerte sich um ihn. Kein Polizeibeamter sah gewohnheitsgemäß auf seine zerrissenen Schuhe, kein Strolch wechselte mit ihm verständnisvolle Blicke. Wütender Hunger nagte im Innern des alten Kunden. Er trat bei einem Bäcker ein, der ihn verwundert anblickte, weil er bettelte. Kalter Regen fiel, und der Alte spürte ihn nicht, weil seine Sohlen ganz waren. Und dieses jämmerliche Gefühl nasser Füße brauchte er zum Ansporn für sein Geschäft. Aus der Cuthose zog der Alte vierzig Pfennige und stieg die Stufen hinab, die in eine Destille führten. Da saß Bemmenmax, die Tasche voller Butterbrote mit Schinken, Wurst und sonstigen Herrlichkeiten. Fritze, genannt der Speckjäger, hate zwei Mark und zwanzig Pfennige gefochten. Kein Wunder bei der Kälte. Kittchenanton, der nur im Sommer ins Kittchen ging, wegen des schlechten Geschäftes, aber niemals im Winter, wie andere Leute, hatte zwei Paar Schuhe getalft. Alle diese Männer starrten den alten Schuster im eleganten Anzuge an und fragten ihn, ob er verrückt geworden sei oder in der Lotterie gewonnen habe. Und wo er hinwolle in dem Affchenanzug. Jeremias Stammler ärgerie sich über die Brut. Als er seinen Schnaps getrunken hatte, sauste er los auf Bettelfahrt. Die Kinder liefen dem Alten nach, als er von Laden zu Laden zog. Er kam ganz aus dem Geleise mit der Bettelei und erzählte den Leuten, er sei ein ehemaliger Graf und habe bei den Gardehusaren gedient. Und weinte, wenn er nichts erhielt. Er! Der doch wahrhaftig wußte, wie man Geld holte. Noch dazu bei einer solchen Hundekälte. „Morgen bringe ich dir anständige Lumpen, Jeremias", sagte sein Freund, der Speckjäger, zu dem alten Schuster. Und sie tranken zusammen weiter Schnaps. Jeremias Stammlers Tränen fielen auf die glänzenden Lackschuhe. Und er schlich sich aus der Destille.

Bald stand er im Hofe des Grundstückes, in dem der gute Herr Direktor wohnte. Fand das Paket mit den alten Kleidern. Der Alte kroch hinter den Mülleimer und zog sich um. Es war schon spät, und vorn schloß man das Haustor. Vor Kälte zitternd hockte der Alte hinter den Mülleimern. In einem von ihnen steckte der feine Anzug des Direktors. „Nicht verkloppen!" sagte eine innere Stimme dem Bettler. „Liegen lassen! Vornehm sein!" Die Haustür wurde aufgeschlossen. Aber der Alte wagte es nicht, auf die Straße zu eilen. Und so schloß sich die Tür wieder.

Frühmorgens fanden die Männer, welche die Mülltonnen holten, den Alten halb erfroren dahinter sitzen. „Die zuerst!" rief er und blickte angstvoll nach oben, ob der Herr Direktor nicht herunter sehe. Aber sie trugen die Tonne mit den schönen Sachen hinaus. Und der Alte folgte. „Wo haste denn die feinen Lumpen?" fragte man ihn in der Destille. „Verkloppt!" sagte er und log, daß er zehn Mark dafür bekommen habe. Er strich liebkosend über seine alten Kleider. Kinder und Frauen blickten ihm mitleidig nach.



* **Wachstum der Schulkinder.** Daß die Kinder der sog. „besseren Stände" besser entwickelt sind als diejenigen der sozial Niederigergestellten, dürfte ohne weiteres einleuchten. Interessant aber ist die von Th. Kaiser-Wolfach auf Grund seiner Untersuchungen von Schülern verschiedener sozialer Schichten gemachte Feststellung, daß die Kinder der Bauern durchweg denen der Arbeiter an Größe und Gewicht erheblich nachstehen, besonders gilt dies für die Knaben. Doch besitzen die Bauernjungen einen großen Brustumfang, während dieser bei den Mädchen durch die einschnürenden Volkstrachten beeinträchtigt wird. Dagegen üben lange Schulwege in dieser Hinsicht einen wohltätigen Einfluß aus. Im übrigen erklärt sich die langsame Entwicklung der Bauernknaben, besonders im Alter von zehn bis vierzehn Jahren, durch übermäßige Arbeit, wenig Schlaf und unzulängliche, einseitige oder unregelmäßige Ernährung.

* **Die Neger zurück nach Afrika.** Wie die holländische „Rijkseenheid" berichtet, hat der Neger-Millionär S. O. Smith, der Stifter des Newyorker Negerviertels Haarlem, die ernstliche Absicht, sein Volk nach und nach in das Vaterland, nach Afrika, zurückzuführen. Die Haarlemer Negerjugend hat diesen Plan mit Begeisterung begrüßt. Von den vier Millionen Negern, die jetzt in den Vereinigten Staaten wohnen, will Smith wenigstens ein Drittel nach Afrika zurückführen. Aber diese Neger, die gebildetsten der Welt — es befinden sich unter ihnen nur 5 Prozent Analphabeten — haben natürlich keine Lust, Amerika mit Afrika zu vertauschen. Jeder Neger, der in seine Heimat zurückkehrt, soll ein Terrain zur Bebauung frei erhalten. Auch soll ein autonomer Negerstaat errichtet werden.

* **Thomas Namenszug.** Der berühmte deutsche Maler Hans Thoma hatte einige seiner Jugendbilder nicht mit seinem Namen gezeichnet. Dies holte er im allgemeinen bereitwillig nach, als er später berühmt geworden war. Aber einmal verweigerte er den Namenszug — zumindest den unentgeltlichen! So lehnte er einmal in schlechter Laune das Ansinnen eines Kunsthändlers kurz und bündig ab, indem er dem Manne folgenden Brief schrieb: „Ich bin gewillt, das genannte Jugendbild anzuerkennen, beanspruche jedoch für die Signatur ein Honorar in Höhe von hundert Mark." — Umgehend antwortete der geschäftstüchtige Händler: „Ich kann Sie wohl verstehen, Herr Thoma, doch kommt eine Signatur leider nicht mehr in Frage. Ich habe mir gestattet, Ihren lieben Brief auf die Rückseite des betreffenden Bildes zu kleben!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg